

Ehrenamtsforschung

Selbst lösen, was man selbst lösen kann

Freiwilliges Engagement ist die Grundlage des Sozialstaats, sagt der Ehrenamtsforscher Michael Opielka. Mit dem Jenaer Professor sprach Martin Schwilk.



Michael Opielka:
Ohne Engagement
ist eine gute
Gesellschaft nicht
denkbar

→ *Das Interesse am Ehrenamt, am freiwilligen Engagement, nimmt seit einigen Jahren zu. Was sind die Ursachen?*

Da lassen sich drei Ursachen unterscheiden: Eine ist die Hoffnung auf Kostensenkungen. Die zweite ist die Bürokratie- und Expertenkritik. So kann man beobachten, dass das Gesundheitswesen auch selber Krankheiten hervorbringt, dass Experten die Leute auch ihrer Selbsthilfekompetenzen enteignen. Die dritte ist die Erkenntnis, dass in anderen Ländern wie den USA das Engagement-Potenzial viel höher ist und viel mehr verankert bis in alle gesellschaftlichen Nerven und Adern hinein. Dort sagt man: Es gehört zu einer guten demokratischen Gesellschaft, dass die Menschen sich für ihre Interessen und auch für die Interessen ihres Nächsten einsetzen.

→ *Könnte das Ehrenamt ein Arbeitersatz sein, wenn immer mehr Leute aus dem Arbeitsprozess fallen?*

Dass bezahlte Arbeit den heutigen Stellenwert hat, verdankt sie der Industriegesellschaft und dem Kapitalismus. Davor war die Selbstversorgungsökonomie dominant. Da resultierte der Status aus Familienbindungen, aus Herkunft und anderen Gemeinschaftsbindungen. Es gibt heute viele Menschen, die haben über ihre bezahlte Erwerbsarbeit aus eigener Sicht einen eher kümmerlichen Status. Aber über ihr Engagement sind sie Vereinsvorsitzender oder sind Obmann oder Obfrau einer für sie wichtigen Gruppe. Da tritt die bezahlte Arbeit von ihrem Empfinden her in den Hintergrund. Andererseits zeigen die Forschungen einen Zusammenhang zwischen dem Status in der bezahlten Arbeit und der Freiwilligenaktivität. Wenn jemand sich im Ehrenamt erfolgreich engagiert, findet er meistens auch wieder leichter einen Job. Es gibt viele Leute, die ehrenamtlich aktiv sind in der Hoffnung, damit ihre gesellschaftliche Präsenz, ihre Teilhabe, zu verbessern.

→ *Sie sind ein Verfechter des Grundeinkommens. Könnte die finanzielle Absicherung ermöglichen, dass gesellschaftlich notwendige, aber scheinbar nicht bezahlbare Arbeit auf freiwilliger Basis geleistet wird?*

Das ist ja eine der Hoffnungen vieler Grundeinkommensbefürworter. Ich will da ein wenig Wasser in den Wein gießen. Ich glaube nicht, dass man einfach Geld in die Gesellschaft einspeisen kann und schon engagieren sich die Leute. Es könnte ja auch sein, dass die Leute einfach abhängen. Trotzdem: Ein Grundeinkommen hat eine ganz enorme faktische und symbolische Bedeutung. Denn es signalisiert: Etwa die Hälfte des Volkseinkommens wird auf alle verteilt. Ein Grundeinkommen ist so etwas wie die Rückgabe des Reichtums, den die Gesellschaft sich erarbeitet, an die Gesellschaft. Insoweit kann man sagen, dass vor allem für den Bereich der Familienarbeit, für den Bereich des freiwilligen Engagements, aber auch für den Bereich Bildung das Grundeinkommen so etwas ist wie eine pauschalierte Ermöglichung.

→ *Freiwilliges Engagement ist weder Lückenbüsser noch Sahnehäubchen des Sozialstaats – sondern seine Grundlage, haben Sie einmal gesagt. Können Sie das näher erläutern?*

Ohne Engagement ist eine gute Gesellschaft nicht denkbar. Das so genannte Ehrenamt ist nur eine von verschiedenen Ausdrucksformen des grundsätzlichen freiwilligen Engagements in einer Gesellschaft. Wir sagen: Die Leute sollen erst mal schauen, dass sie Dinge, die sie selbst lösen können, auch selbst lösen. Das ist die Grundlage unseres subsidiären, liberalen Sozialstaats. Die umgekehrte Denkweise wäre, wenn wir sagen: Die Grundlage des Sozialstaats ist der Staat. Da könnte man sagen, wir denken alles nur vom Staat und vom Recht her, von oben nach unten. Das ist eine Denkweise, die für uns nicht glücklich wäre.

→ *Zwischen freiwilligem Engagement und professioneller, bezahlter sozialer Arbeit wird häufig eine Hierarchie oder gar ein Gegensatz hergestellt, vor allem von Professionellen. Ist das in Ihren Augen berechtigt?*

Viele Professionelle argumentieren so aus Angst. Diese Angst kann man aber leicht nehmen, weil mehr freiwilliges Engagement, mehr Selbsthilfe fast immer zu mehr Professionalitätsbedarf geführt hat. In der sozialen Arbeit fühlt man sich oft sozialpolitisch bedroht – eine Art Opfer-Identifikation. Da denkt man, wenn es heißt, die Freiwilligen zu fördern: Was können wir eigentlich mehr als die Freiwilligen? Sachliche Gründe gibt es eigentlich keine für diese Ressentiments. Aber es gibt eben psychologische und politische Gründe, die einen dazu bringen, einen Gegensatz herzustellen.

→ *Freiwilliges Engagement ist ja nicht nur der selbstlose Einsatz für andere, sondern bringt auch Belohnungen. Was sind Ihrer Ansicht nach die wichtigsten?*

Es gibt Theorien, die argumentieren, dass man nichts tut ohne eine Nutzenoptimierung. Und da ist auch was dran. Natürlich sind wir immer auch berechnende Wesen. Aber die Belohnungen, die

wir wollen, sind komplex. Viele sagen, wir wollen vor allem Geld. Aber die Beobachtung der Pädagogen ist: Noch mehr als Geld wollen wir Liebe. Wir wollen gebraucht werden. Wir wollen uns ausdrücken können. Wir wollen, dass das, was wir tun, auch Bedeutung für andere hat, dass etwas bleibt. All das können sie natürlich in der bezahlten Arbeit verwirklichen. Aber sehr häufig können sie diese Bedürfnisse im freiwilligen Engagement viel besser abdecken. Wir bekommen dabei das, was wir mit am wichtigsten brauchen, nämlich Anerkennung und Liebe. Aber das heißt natürlich auch: Wenn man Freiwillige professionell motivieren möchte, muss man ihnen genau das anbieten. Man muss Formen finden, in denen der Respekt, die Zuneigung, die Anerkennung für die Aktivität in angemessener, nachhaltiger und freundlicher Form organisiert wird.

☞ www.bonn.iz-soz.de/iso/mitarb.htm

Michael Opielka lehrt als Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Jena, ist Geschäftsführer des Instituts für Sozialökologie in Königswinter, Lehrbeauftragter an der Universität Bonn und war 2004/5 Visiting Scholar an der School of Social Welfare der University of California, Berkeley.

Kommentar



Soziale Einrichtungen müssen sparen. Steigende Kosten im Gesundheits- und Sozialbereich bewirken, dass für mehr als das Notwendigste keine Zeit bleibt. Das ist einer der Gründe, warum das Ehrenamt oder, wie es neuerdings heißt, das freiwillige soziale Engagement gefragt ist wie nie. Was nicht automatisch bedeutet, dass auch der Stellenwert hoch ist. Ob Ehrenamtler als Brückenbauer – als wichtige Bindeglieder zwischen sozialer Einrichtung und Gesellschaft – betrachtet werden oder, wie Kritiker befürchten, als Lückenbüßer

Löcher im Sozialstaat stopfen, ist ein gravierender Unterschied. Sicher ist: Menschen, die bereit sind, sich unentgeltlich für andere einzusetzen, sind motiviert, einen wenn auch noch so kleinen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten. Sie geben gerne Zeit, Wissen, Zuwendung, wollen aber auch etwas haben. Die freiwillige Arbeit soll sinnvoll sein, ihren Interessen entsprechen, Spaß machen, und lernen möchten sie auch dabei. Wer Ehrenamtliche gewinnen, richtig einsetzen, motivieren und halten will, muss all dies berücksichtigen. Am besten in Form eines professionellen Freiwilligen-Managements, wie es beispielsweise die BruderhausDiakonie praktiziert.

Dazu gehören klare Regelungen für die Kostenerstattung, für den Versicherungsschutz und die Fortbildung. Dazu gehört aber auch, dass Freiwillige nicht die Arbeit von Hauptberuflichen ersetzen, sondern diese durch zusätzliche Angebote ergänzen und bereichern. Das verhindert Konkurrenz und ebnet den Weg für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit, von der alle profitieren: die Menschen, die auf Hilfen angewiesen sind, die Hauptberuflichen und die Ehrenamtlichen. Wer diesen partnerschaftlichen Weg geht, schafft die Voraussetzungen, dass sich Ehrenamtliche nicht als Lückenbüßer fühlen, sondern anfangen, Brücken zu bauen.

Karin Waldner ←